

Ko-Referat zum Vortrag von Ilse Modelmog

Hagemann-White, Carol

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hagemann-White, C. (1987). Ko-Referat zum Vortrag von Ilse Modelmog. In J. Friedrichs (Hrsg.), 23. *Deutscher Soziologentag 1986: Sektions- und Ad-hoc-Gruppen* (S. 102-106). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-149634>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Ko-Referat zum Vortrag von Ilse Modelmog

Carol Hagemann-White (Berlin)

Drei Aspekte des Vortrags von I.M. sind nach meiner Ansicht geeignet, die Theoriediskussion in der Frauenforschung weiterzubewegen.

1. Die Perspektive auf die Familie als imaginäre Institution.

Vorherrschend war bisher ein Denkmodell folgender Bauart: Frauen werden in der Familie ausgebeutet und unterdrückt. Dennoch richten sie ihre individuellen Wünsche nach Liebe und Geborgenheit auf die Familie, weil diese Lebensform der sozialen Norm entspricht, sie materiell belohnt wird, und weil den Frauen vorgegaukelt wird, sie würden dort Glück finden. Sie richten ihre Hoffnungen so lange dahin, wie sie real keine Alternative kennen; und sie werden von der Ideologie betrogen.

Dieses Erklärungsmodell unterstellt, daß die Wünsche nach Liebe und Geborgenheit getrennt von dem vorgestellten Verwirklichungsort Familie existieren und erfahrbar sind; wird die Familie als Ort von Gewalt und Ausbeutung entlarvt, können die Frauen "dahin gehen, wohin sie wollten" und ihre Wünsche unverändert, ja erst recht freigesetzt mit sich nehmen.

Die Familie als imaginäre Institution zu sehen läßt fragen, inwiefern die Familie nicht nur Ort der erhofften Einlösung sondern auch mit Inhalt der Wünsche ist. Die Vorstellung der Täuschung verkennt die Bedeutung der Einbildung. Ein-Bildung hat zwei Seiten. Es werden der Wunsch und das Verlangen mit Bildern besetzt, be-bildert, um bewußt und erlebbar sein zu können. Und nicht unsere begriffliche Abstraktionen wie Liebe sind der Inhalt der Wünsche, sondern eben diese Bilder. Auf der anderen Seite gelangen die Bilder, die wir sehen und erleben, in uns hinein, werden Teil von uns, und werden dadurch handlungsorientierend. Wir nehmen so unvermeidlich teil an kollektiven Fantasien von Weiblichkeit und Männlichkeit, von Mutterschaft, von Familienliebe; und diese geben die Maßstäbe zur Beurteilung unseres eigenen tatsächlichen Familienlebens ab, nicht umgekehrt. Mir scheint, daß der Begriff der Familie als imaginäre Institution einen Ausgangspunkt dafür bietet, das politische Verhalten von Frauen gegenüber der Familie als gesellschaftlich erwünschte, benötigte und zu stützende Institution - also eben

nicht nur als je individueller Lebensrahmen - zu analysieren. Denn Lebenspolitik von Frauen ist immer auch mehr als nur die Summe der Strategien gegenüber Macht und Ohnmacht im persönlichen Bereich.

2. Die Fokussierung des Referats auf die Zeit von 1945-1965 beleuchtet die Frage nach der Verarbeitung der Nachkriegserfahrungen durch Frauen und ihre Bedeutung für die nachfolgende Generation. Allzuoft läßt die Suche nach Frauen als Subjekt von Geschichte ein Bild entstehen, die eine Sequenz von Auflehnung - Niederlage - tote Zeit bis zum nächsten Aufstand zeichnet. Die Niederlagen (erster Weltkrieg, Machtübernahme der Nazis) werfen die Schuldfrage in quälender Weise auf; danach scheint aber bis zur nächsten erkennbaren Welle einer Frauenbewegung, "gar nichts" von Frauen auszugehen. Doch gerade kulturrevolutionäre soziale Bewegungen werden von der Generationenfolge bestimmt, weiterentwickelt oder verändert; es geht nicht an, die 50er Jahre gewissermaßen als Leerstelle in der politischen Geschichte der Frauen zu überspringen.

Das Selbstverständnis der neuen Frauenbewegung in Deutschland kann in wesentlichen Punkten nicht diskursfähig werden ohne darauf Bezug zu nehmen, wie die Mittergeneration dieser Frauen ihre eigenen Erfahrungen mit Männergewalt, Männerversagen und eigener Komplizität, mit erfahrenen eigenen Fähigkeiten und Stärke sowie mit Überforderung und Überlastung verarbeitet und an die Tochtergeneration weitervermittelt hat. Ich vermute, daß Kriegsende und Nachkriegszeit eine dauerhafte, tiefgreifende Veränderung in dem Männerbild (weit eher als im Frauenbild) der Frauen sowie eine Brüchigkeit in dem Wert gewachsener, legitimer Autorität bewirkt haben. Zu fragen wäre ferner, und hier gibt das Referat von I.M. eher Anstöße als eine entfaltete Antwort - wie weit die imaginäre Funktion der Familie für die Frauen in dieser Zeit verändert wurde. Auf jeden Fall sollten wir uns nicht der gängigen Täuschung hingeben, es habe sich bei der Adenauer-Ära um die schlichte Rekonstruktion, die Wiederherstellung einer Institution Familie wie sie vorher war, oder um die erneute Festigung einer gleich gebliebenen Ideologie gehandelt. Die Familie, die in der Nachkriegszeit institutionalisiert wurde, ist eine andere als die zuvor, aber diese Veränderung ist nur auf der Ebene ihrer imaginären Funktion zu entdecken, nicht am Heiratsalter und Kinderzahl.

3. Fruchtbar scheint mir schließlich der Ansatz, daß individuell gelebter, latenter politischer Widerstand von Frauen gegen eine Gesellschaft von Unterdrückung und Entfremdung hinterrücks einem Prozeß der funktionalen Ein- und Anpassung dienen kann. Es genügt nicht, sich auf die Entdeckung von Orten und Formen des gelebten weiblichen Widerstandes zu stürzen - sei's historisch, sei's in der Gegenwart. (Immerhin kann z.B. krasser Sexismus von Arbeitern eine Form des Widerstandes gegen ihre Unterwerfung unter die Maschine sein.) Wir müssen differenziert fragen lernen (und da genügen keine Rezepte von "Fortschritt" und "Reaktion"), wie das Verhältnis zwischen persönlich gelebtem Widerstand der Frauen und ihrem Begreifen und Verhalten gegenüber mächtigen Institutionen ist.

Nun möchte ich zur Belegung der Diskussion einige Kritikpunkte vorbringen.

1. Mir scheint, daß der Blick auf die Familie dazu verführt hat, insgesamt - z.B. in Bezug auf den Arbeitsmarkt - ein unrealistisches Maß an subjektiver Wahl seitens der Frauen zu unterstellen oder jedenfalls Formulierungen zu wählen, die diese gängige Unterstellung verstärkt. So etwa die Aussage, die Frauen hätten sich "in die Familie zurückgezogen". Dies wird erst später unter Hinweis auf Arbeitslosigkeit relativiert (nicht erwähnt sind die Entlassungen, Fortschreibung der Doppel-Verdiener Ideologie, explizite Lohndiskriminierung bis 1955). Ähnlich problematisch ist die These, daß Frauen, weil sie die Mutterschaft aufwerten, die Männerrolle unangetastet ließen, wobei als Beleg dafür die Tatsache gilt, daß 92 % der Männer kaum Hausarbeit übernehmen. (Es liegt aber wohl nicht an der subjektiven freien Entscheidung der Frau, ob der Mann Hausarbeit macht: Bei den Prozentzahlen kann man ihr nicht einmal den Vorwurf machen, sich keinen besseren Mann ausgesucht zu haben.) Es scheint äußerst schwierig zu sein, beide Seite der Situation von Frauen zureichend zu artikulieren und in Balance zu halten: Wenn die Hoffnungen, Wünsche, und subjektiven Widersprüche der Frauen Thema werden, scheinen Gewalt und Zwang von der Bildfläche zu verschwinden und umgekehrt. Hier hat unsere Theoriediskussion noch ein großes Stück Arbeit vor sich.

2. Die in der Nachkriegszeit erfahrene Sonderstellung der Frau in der Familie war, wie nachher verdeutlicht wird, keineswegs die Erfahrung, allein existenzunfähig zu sein: im Gegenteil. Hamstern, Organisieren, Kompensieren waren nur möglich, wenn ein Beziehungsgefüge unbedingter

Zusammengehörigkeit (jedenfalls auf Zeit) herstellbar war. Dafür war die Familie ein Sinnbild, wenngleich die tatsächlichen Bindungen oft keine verwandtschaftlichen waren. Daher scheint mir die Frage verfehlt, wieso die Frauen ihre Erfahrungen von Kompetenz und Unabhängigkeit nicht gegen die Institution Familie wenden. Sie haben nicht nur ihre eigene Stärke sondern auch ihr Angewiesen-sein auf andere verstärkt erfahren.

Wenn in den 70er Jahren scheinbar die Autonomie zum Inhalt des Widerstandes wird, so scheint mir I.M. eine Selbsttäuschung der ersten Welle der neuen Frauenbewegung, noch ganz im intellektuellen Schlepptau der Linken, zu übernehmen. Eine Autonomie, die besagt, allein existenzfähig zu sein, ist für die Gebälerin von Kindern kein möglicher Inhalt. Autonomie der Bewegung, der Gruppe ist wohl etwas anderes. Daß in den 70er Jahren es den Anschein haben könnte, als sei Autonomie der einzelnen Frau der Inhalt ihrer Emanzipation, ist entweder dadurch zu erklären:

- daß die Bewegung sich unbewußt als Rebellion der Töchter definierte und die Grenzen der Tochterrolle noch nicht sprengte; oder:
- durch die stillschweigende Voraussetzung tragfähiger sozialer Netze und sozialer Dienstleistungen, die in den 70er Jahren unbegrenzt ausbaufähig zu sein schienen. Diese aber erfordern zu ihrer Aufrechterhaltung kontinuierliche und nicht selbstverständlich mögliche (gesellschaftliche und persönliche) Ausgaben, Verausgabung und sie haben sich daher nicht als zuverlässig erwiesen.

3. Eine andere Seite der gleichen kritischen Nachfrage tut sich angesichts der verräterisch negativen Bestimmung auf: die Frauen der Nachkriegszeit hätten erfahren, daß sie "auch ohne Patriarchen existenzfähig" seien. Was hier begrifflich wie in der historischen Wirklichkeit fehlt: Existenzmöglichkeit mit einem Mann, der kein Patriarch ist. "Leben ohne" ist kein Ziel der Sehnsucht, allenfalls die ermüdete Wahl des kleineren Übels: besser gar keinen als so einen. Ein Leben mit Frauen - das sexuell, emotional und sozial reichhaltig wäre - haben die Frauen damals jedenfalls nicht offen erfahren können. Und selbst dann: so lange Männer wichtige Positionen auch im Alltag besetzen, bleibt die tagtägliche Entbehrung eines praktisch und emotional tragfähigen Bündnisses mit einzelnen von ihnen doch ein Mangel, der an unseren Kräften zehrt. Der Wunsch nach Familie ist auch der Wunsch nach dem lebbareren Bündnis mit dem Mann.

4. Abschließend möchte ich vor der These warnen, die "neue Mütterlichkeit" (für die typischerweise keine Vertreterinnen genannt werden) würde zur Entpolitisierung der Frauenbewegung führen. Das vom patriarchalen Begehren gezeichnete Mutterbild verselbstständigt sich dabei: es versperrt den Blick dafür, wie Mütter ihre eigene Wirklichkeit bestimmen. Einen von Frauen entwickelte Politik der Unterschiede, die die Sichtweise und die Werte von Müttern geltend macht, ist zunächst Protest gegen die herrschende Reduziertheit männlicher Identität, keineswegs an sich schon eine freiwillige Reduktion des Weiblichen. Die entscheidende Erkenntnis für einen angemessenen Umgang mit der "Mütterfrage" wäre m.E. die, daß gelebte und ausgehaltene Widersprüche den Ansatzpunkt für Widerstand bilden.

Das Zukunftsbild der ungebundenen, autonomen Frau verwischt diese Widersprüche, weil sie die Wirklichkeit von Müttern verdeckt. Autonomie wird für Frauen erst durch autonome aber zuverlässige soziale Netze lebbar. Eine politische Perspektive erfordert weniger Abgrenzung von der imaginären Funktion der Familie als Beantwortung der Frage, was sie ersetzen kann.